

Der Metalldetektor liegt stumm am Boden. Schweigend tunken Moaz und Amin das Fladenbrot in die helle Linsensuppe. Neben dem tonnen schweren Bohrer brutzelt ihr Tee, der gelbe Bagger steht hundert Meter weiter. Der Goldrausch hat Mittagspause, in der Einöde flimmert die Luft in der Hitze. Ringsherum thronen die karstigen Berge, die in ihrem Granit die begehrte Edelmetalle verbergen. Das halb eingefallene Zelt der beiden jungen Schürfer wirft kaum Schatten. In der Wüstenebene nebenan trotzten ein paar Akazien der Dürre, manchmal liegt ein ausgebleichter Tierkadaver herum.

Nach einer halben Stunde geht es weiter. Amin, der im verschwitzten roten T-Shirt von Arsenal London herumläuft, lässt den Motor des Baggers aufheulen. Knirschend bohren sich die Zähne der Schaufel wieder in das Gestein und kratzen die nächste Schicht frei, die anschließend sein Freund Moaz mit der Sonde absucht. Normales Erdreich erzeugt einen wabernden Summton, bei Nuggets quiekt das Gerät laut und schrill, an diesem Nachmittag jedoch blieb der ersehnte Alarmton aus. Denn vor Jahren schon wurde das gesamte Areal bereits von einer chinesischen Firma durchgewühlt. Die Nachlese machen jetzt die jungen Nubier vom Nil. Nach dem Abitur gab es für Moaz und Amin kein Weiterkommen, weil ihre Eltern die Universität nicht bezahlen können. Und so arbeitet der 25-jährige Moaz seit 2011 im Gold, der sechs Jahre jüngere Amin seit einem Jahr.

An dem glänzenden Geschäft sind viele beteiligt und es folgt genauen Regeln. Reiche Nachbarn in der 40 Kilometer entfernten Stadt Kerma haben in den Metalldetektor und den Bagger investiert und bekommen dafür drei Viertel aller

Stolz zeigen Moaz und Amin auf dem Handy das Foto eines daumendicken Goldklumpens von letzter Woche, der ihnen 350 Dollar einbrachte

Funde. Den Rest können die beiden Sucher vor Ort einstecken und verdienen damit immerhin noch dreimal so viel wie ein Bauer auf dem Feld. Stolz zeigen sie auf dem Handy das Foto eines daumendicken Goldklumpens von letzter Woche, der ihnen 350 Dollar einbrachte – im Sudan ein kleines Vermögen. Kein Wunder, dass entlang des sudanesischen Nils große Teile der Ackerflächen brach liegen, weil es die jungen Männer alle zu den Goldschürfern zieht. Anders als in Ägypten sind beim südlichen Nachbarn Sudan die Märkte dürftig, Obst und Gemüse schlecht, rar und teuer.

Die Geschichte des Goldes ist so alt wie die Geschichte des Landes. Schon zu Zeiten der Pharaonen wurde im heutigen Nordsudan in großem Stil Gold abgebaut, nach Ägypten exportiert oder zu Schmuck verarbeitet. Moaz verwahrt seine erbsengroßen Nuggets in einer Viertelliter-Plastikflasche, in der früher Bremsflüssigkeit für den Bagger war. Sieben, acht Gramm haben er und Amin derzeit wieder beisammen, schätzt er, fast jeden Tag kommt ein neuer Krümel hinzu.

Mehr als eine Million Männer wühlen sich inzwischen als Goldnomaden durch die unwirtlichen Berge und Wüsten des Sudan, mehr als in jeder anderen Nation des Globus. Überall schlagen die Glückssucher ihre Camps auf, Slumdörfer voller Menschen, die nur ein Ziel kennen, den Fund ihres Lebens zu machen, der sie mit einem Schlag aus dem Elend erlöst. Wie im Camp Sesebi, einem



Goldgräber Moaz mit dem Metalldetektor an seinem Schürferplatz, in den Bergen westlich des Nils

Glücksritter im Armenhaus

Mehr als eine Million Männer wühlen sich als Goldnomaden durch die unwirtlichen Berge und Wüsten des Sudan. Überall schlagen sie ihre Camps auf – mit dem Ziel, den Fund ihres Lebens zu machen, der sie aus dem Elend erlöst

VON MARTIN GEHLEN (TEXT) UND KATHARINA EGLAU (FOTOS)



In einer Schüssel wird der Goldstaub aus dem Gestein gewaschen.



Goldgräber-Camp mit Gesteinmühlen und Waschteichen

Hüttengewirr zwischen dem 2. und 3. Nilkatarakt, nahe dem gleichnamigen Städtchen, was durch eine Tempelruine aus der Amarnazeit bekannt ist. Mehr als 2000 hausen hier zusammen, die Jüngsten gerade mal 13 oder 14 Jahre alt, alle auf der Suche nach dem großen Los der goldenen Lotterie. Entlang des lehmigen Hauptweges reihen sich die Händler mit Zwiebeln, Kartoffeln und Tomaten, eisernen Vorschlaghammern, Meißeln, Seilen und Schaufeln sowie chinesischen Mini-Sonnenpanels zum Aufladen von Handys. In verhängten, schmutzigen Teezelten plärren vier Fernseher gleichzeitig, vor denen erschöpfte Schürfer in ihren Plastikstühlen dösen. Nachts schlafen alle unter freiem Himmel auf gemieteten Metallpritschen.

Im besten Teehaus am Platze, wo es auf Wunsch sogar Espresso aus äthiopischen Bohnen gibt, sitzen vier der Chefs. Sie besitzen die Konzessionen, finanzieren die Maschinen und heuern die Arbeiter an. Die älteren Herren reden leise und bedächtig, wägen ihre Worte. „An Arbeitern mangelt es nicht“, sagt Mohammed Ahmed, ein Mann mit fein gestutztem weißen Bart und rosa-violettem durchwirtem Turban. Er macht nicht den Eindruck, dass ihn irgendet-

was aus der Ruhe bringen kann. Vierzig Kilometer entfernt in den Bergen besitzt er etwa hundert Stollen und sucht gerade eine weitere Metallsonde für seine Leute. Bevor der Endfünfziger auf Gold umstieg, handelte er nahe der Hauptstadt Khartum mit Kamelen. „Gold ist besser“, lacht er breit, über konkrete Zahlen jedoch will er nicht reden. Die für den neuen Metalldetektor notwendigen 8000 Dollar jedenfalls scheinen ihm

kein Kopfzerbrechen zu bereiten. Im hinteren Teil des Areals rattern die Dieselmotoren.

Hier wird der Aushub aus den Bergen zu Steinmehl gemahlen, aus dem sich mit Quecksilber die Goldpartikel herauswaschen lassen. In Dutzenden quadratischer Wasserbecken stehen die Sucher über braune Brühe, die Metallpfannen kreisen. Nach wenigen Minuten taucht am Boden der silbrige Eidotter auf, wird kunstvoll

hin- und hergerollt, in ein kleines Leinentuch geschüttet und durchgepresst.

Die herausgesiebten Krümel verschwinden hastig in der Sammelflasche eines der Umstehenden. Und das giftige Schwermetall, was Hautausschläge verursacht und die Lungen verätzt, rinnt zurück in die Brühe. Einer der Arbeiter zuckt mit den Schultern, er weiß um die Gefahren. „Eine andere Perspektive habe ich nicht – es gibt nur dies oder nichts“, sagt der 25-jährige, der aus der Bürgerkriegsregion Darfur stammt, wo die meisten der drei Millionen Binnenvertriebenen des Sudan herkommen. Seit einem Jahr arbeitet er hier, zwölf Stunden dauert eine Schicht im Chemiepool. Höchstens sechs Monate will er noch bleiben, dann hofft er genügend Geld zusammen zu haben für einen kleinen Laden in der Hauptstadt Khartum.

Kritik an dem wilden Goldrausch kommt vor allem von Umweltschützern und Archäologen, die in Khartum kaum Gehör finden. Ökologen kritisieren, Quecksilber und Zyanid verseuchen das Grundwasser und gefährden die Versorgung der Bevölkerung mit Trinkwasser. Archäologen beklagen, dass die allgegenwärtigen Horden das historische Erbe des

Landes ruinieren. „Es ist eine Katastrophe, niemand hat die Lage unter Kontrolle“, sagt Antikeninspektor Mahmud Bashir.

Die pharaonischen Bergwerke mit ihren tausende Jahre alten Siedlungen würden genauso zerstört, wie viele andere archäologische Stätten, „die wir noch gar nicht kennen, die bisher nicht registriert sind und die nun verloren sind“. Aber auch er kennt Leute, die durch das Gold „richtig reich geworden sind“. Verschlafene Örtchen wie Abu Hamad, wo man vor zehn Jahren nach 12 Uhr mittags kein Brot mehr zu kaufen bekam, haben sich durch den Goldsegen in pulsierende Zentren verwandelt mit Restaurants, Banken, Tankstellen und Basaren.

Und so schlägt das Regime zwei Fliegen mit einer Klappe. Hunderttausende junger Männer sehen für sich eine ökonomische Per-

Die Arbeit ist erbärmlich, vor allem die furchtbare Hitze

Goldsucher Omar

spektive und vergrößern nicht noch mehr die frustrierte Schar der Armen und Aussichtslosen in der Hauptstadt mit ihren fünf Millionen Einwohnern.

Gleichzeitig lässt sich durch die steigende Goldproduktion das Loch in der Staatskasse zum Teil stopfen, das durch die Abspaltung des östlichen Südens im Jahr 2011 entstanden ist. Drei Viertel aller Ölquellen gingen dem Norden damals verloren. Seitdem wird die wirtschaftliche Lage immer desolater, die Währung verfällt. In sieben der 18 Provinzen herrschen Anarchie und Bürgerkrieg. Obendrein lasten wegen des Völkermords in Darfur internationale Sanktionen auf dem Land.

In dieser Lage ist das Gold der einzige Lichtblick. Mit 80 Tonnen in einem Wert von 2,5 Milliarden Euro verdoppelte sich 2015 die Ausbeute im Vergleich zu den Vorjahren. Damit ist der Sudan nach Südafrika und Ghana der drittgrößte Goldproduzent auf dem afrikanischen Kontinent. Bis 2018 will das Land auch diese beiden Konkurrenten überflügeln. Doch nur zehn Prozent wird von professionellen Firmen gewonnen, 90 Prozent hingegen von den chaotischen Massen der Kleinschürfer.

Omar ist einer von ihnen, er gehört zu den gefragten Schwerstarbeitern unter Tage. Zwei Autostunden vom Camp entfernt liegt das provisorische Bergwerk, neun Tage am Stück wird dort geschuftet. Erst geht es an einem Seil 50 Meter hinab in die Tiefe. Unten sind die engen Stollen im Zickzack in den Fels getrieben, immer den Goldadern folgend. Kaum mehr als einen Meter hoch sind die Schächte, gehämmert wird auf den Knien und über Kopf. „Die Arbeit ist erbärmlich, vor allem die furchtbare Hitze“, sagt der 38-Jährige. „Länger als drei Stunden am Stück hält das niemand aus“.

Zehn Jahre lang war er fliegender Händler in Khartum. Auch über das Mittelmeer nach Europa hat er es versucht, wurde erwischt – die spanische Küste bereits vor Augen. In neun Bergtagen verdient Omar umgerechnet 60 Dollar, nach einem Pausentag im Camp folgt die nächste Schicht. Im Monat kommen so 180 Dollar zusammen, das Vierfache dessen, was ein Lehrer verdient. Seine Frau und die beiden kleinen Söhne aus dem 700 Kilometer entfernten Khartum waren noch nie hier.

Und so träumt er meist alleine vom großen Los. „Philosophen sagen, ein solches Glück kommt nur per Zufall“, erzählt Omar. „Ich glaube nicht an den Zufall, ich glaube an Allah. Er wird mir eines Tages den Goldklumpen für eine Million schenken.“

Unabhängiger Staat seit 50 Jahren

Die Republik Sudan wurde am 1. Januar 1956 unabhängig von Großbritannien. Mit einer Fläche von mehr als 1,8 Millionen Quadratkilometern ist das Land fünfmal so groß wie Deutschland. Der Islam ist Staatsreligion. Der überwiegend christliche Südsudan spaltete sich im Juli 2011 nach einem Referendum vom Rest des Landes ab.

Zwar erkannte Sudan die Unabhängigkeitserklärung des Südens an, dennoch ist das Verhältnis zwischen den beiden Staaten angespannt. Im Zentrum des Streits stehen die Ölvorkommen im Südsudan. Das Erdöl muss wegen der Binnenlage des Südens erst durch



den Norden zum Roten Meer transportiert werden. Zwar haben beide Staaten einen Nicht-Angriffspakt geschlossen, dennoch gibt es immer wieder Scharmützel an der Grenze. (ksta)